

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

39. Mittwoch, am 17. Mai 1843.

Dresden und Leipzig in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

**Maria Louise von Orleans, Nichte Ludwig XIV.**  
von Sophie Gay. In's Deutsche übertragen  
von Emilie Wille. 2 Theile. Leipzig, 1843.  
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

In diesem zum Theil im Style der Memoiren geschriebenen historischen Romane hat die Verfasserin, schon durch mehrere Dichtungen bekannt, zuerst die Kindheit, Jugend und Jugendliebe Maria Louisen's von Orleans an dem unter Ludwig's XIV. Geistescep- ter sich beugenden Hofe von St. Cloud, und im zwei- ten Theile die Schicksale derselben Tochter Henrietten's von England bei und nach ihrer Vermählung mit dem Könige Carl II. von Spanien behandelt. Diese Dar- stellung, zu deren näherer Begründung hinsichtlich des Historischen, die Dichterin sich auf Zeitungen damaliger Zeit, in Memoiren gedruckte Briefe, und auf andere Quellen bezog, enthält zwei Gegenwelten, das glänzende Hofleben zu St. Cloud, mit seinen äußeren Glanzstel- len, Culturfeinheiten und Glätzen, aber auch mit inne- ren Zerwürfnissen und Unseligkeit, und auf der andern Seite um den Thron des mehr beherrschten als herr- schenden Carl II. von Spanien, die ausgesprochenen Schärpen, auch Bigotterien, politischen Umtriebe und rohen Prachtvergnügungen an dem, wie uns dünkt, von der Verfasserin mit einiger Abneigung, aber zum Vortheile der Contrasten und Abwechselungen in dem Romane selbst, sehr lebendig gezeichneten Hof von Val- ladolid. — Das Ganze ist mit viel Eindringlichkeit in diese vielfachen Zustände, auch in Bezug auf das Reich der Empfindungen mit Feinheit, unter Einwebung von Bemerkungen über das Leben und die Formenmen- schen damaliger Zeit, geschrieben, in deren Mitte, und von ihnen bedrängt, Maria Louise, mehr Lyrikerin ihrer Verhältnisse, als über ihnen fest mit Königsinn stehend, elegisch fühlt, leidet und klagt, und selbst noch als Gemahlin Carl II., ihrem früheren Geliebten, dem Dauphin von Frankreich, schriftlich wiederholt, daß er ihre einzige Liebe sey und bleibe. Als besonders er- greifende Momente dieser Dichtung auf historischem Grund zeichnen wir Marie Louisen's Scheiden von Frankreich und dem Dauphin, und die Scene Carl II. am Grabe seines Vaters aus, jedoch mit der Bemer-

kung, daß eine mit Beziehung der geistlichen Behörde und unter vollem Ritus erfolgende Eröffnung eines Sarges nicht als Profanation hätte bezeichnet werden sollen. — Die Uebersetzung des Werks von Emilie Wille ist gut und fließend und dasselbe als interessante Lectüre zu empfehlen. —  
E. Gehe.

**Wanderbuch von Franz Dingelstedt. II.** Leip-  
zig, Einhorn. 1843. 8. 340 S.

Einen geistvollen Mann wie Dingelstedt begleitet man mit Vergnügen auf seinen Wanderungen. Er- fährt man auch nicht immer Neues, so ist man doch gewiß, Anziehendes gut vorgetragen zu lesen. Und darin wird man sich auch in diesem zweiten Bande nicht täuschen. Zuerst machen wir mit ihm eine Rhöne- (ja nicht Rhone) Fahrt im Frühling 1841. Er schildert sie in „Briefen an eine Verlorene.“ Viel kommt nun freilich darin vor, was bloß dem subjectiven Liebesverhältniß der beiden Glücklich-Unglücklichen an- gehört, aber das Ganze bekommt dadurch eine Zart- heit, Weichheit, Heimlichkeit möchten wir sagen, die bei dieser Fahrt in etwas rauhere, wildere und un- wirthliche Gegenden gerade recht wohl thut. — Doch stelle man sich das Rhönegebirg ja nicht allzugesährlich vor. Es ging dem Wanderer doch nicht so gar übel darin, und sein Verweilen in dem Kloster auf dem Kreuzberge besitzet etwas so Eigenthümliches, daß man unter den guten Brüdern Franziskanern sich recht wohl fühlt. Herzlich mußten wir übrigens über die Stelle aus einer von D. S. 58 citirten Beschreibung jener Gegenden lachen, worin man liest: „der Viehstand in der Rhöne ist im Allgemeinen schlecht — mit Ausnahme der Gutsherrschaften.“

Minder schwermüthig und sentimental sind nun schon die „Briefe aus Paris“ 1842. Dinstreitig sind sie auch an die Verlorne gerichtet, aber die große Stadt hat schon ihren Einfluß dabei gezeigt. Sie sind bei weitem weniger subjectiv. Mit Anfang des Jahres kam D. in jene Weltstadt. Die Frauen ziehen ihn zuerst und mit Recht dort an, dann schildert er aller- liebste den Tag eines Flaneurs und eine Nacht, wo er

sich unter Carnival = Lustbarkeiten befindet. Mit Interesse und erfüllttem Wunsche nach frischen und unbefangenen Ansichten begleiten wir ihn nun in die verschiedenen Theater von Paris, wo uns dann auch vor allem die Rachel in einem sehr gelungenen Bilde dargestellt wird. Wohl wird es ihm aber nur in den ersten Maiwochen in der Villeggiatura zu St. Cloud, und das mit vollstem Rechte. Doch noch einmal nehmen ihn die Theater, besonders die des zweiten Rangs in Anspruch, er bespricht das dortige Künstlerleben überhaupt und nimmt dann Abschied von diesem Schauplatze.

Wir finden ihn im August in Ostende wieder, von wo aus er im Tagebuche schreibt. Er ist noch viel heitrer geworden. Die Seelust kräftigt ihn. Er lernt das Nichtsthun des Badelebens kennen in seiner abspannenden aber auch erquickenden Art. Köstliche Schilderungen der geselligen Zustände, der komischen Auftritte in und außerhalb der Meereswagen. Gar zu köstlich ist das Abenteuer, das ihm mit dem Bulldogg eines Engländers begegnete. Wir müssen es zur Ergötzlichkeit unsrer Leser hier mittheilen:

„Heut' früh ging mir's am allerärgsten. Natürlich ich bekam Nummer 13. Hätt' ich nicht schon eine volle Stunde gewartet, ich würde, abergläubisch wie ich bin, nicht in die ominöse Zahl gekrochen sein; aber was war zu machen? Mit dem verzweifeltsten Rufe „Dreizehn“ werfe ich mich ins Wasser. Das Meer war vortrefflich; Sturzwellen, daß Einem Hören und Sehen verging. Länger als der Doctor erlaubte, ließ ich mich treiben und peitschen, zumal eine Wette einen Bekannten und mich sehr belustigte. Unweit von uns tauchte nämlich alle Minuten eine weiße, kahle, kegelförmig abgestumpfte Fläche hervor, etwa wie eine Kürbischale anzusehen. „Was ist das?“ schrie mir der Bekannte zu. — „Ein Knie.“ — „Fehlgeschossen; ich sage ein Kopf.“ — Husch, da war's wieder. — „Nein, Knie.“ — „Nein, Kopf.“ — „Pariez.“ — „Eine Flasche Bordeaux.“ — „Bon.“ — Wir steuern hin: es war ein Knie, aber was für eines! Ich hatte gewonnen. Lachend hüpfte ich aus dem Wasser, dieses Mal meines Rückzugs ganz sicher; die Unglückszahl konnte ich nicht vergessen. Die Luft war empfindlich frisch, der Wind hoch. Das Seewasser aus den Augen wischend, spähe ich nach Nummer dreizehn. Nirgends zu finden. Die Fluth hatte während meiner Badezeit rasche Fortschritte gemacht und die Stellung der ganzen Wagenburg verändert. Karren waren vor- und zurückgeschoben, gedreht und gerichtet, durcheinander gewürfelt nach allen Seiten. Mit einem gotteslästerlichen

Fluche rufe ich den Baigneur. Wir gehen, wir suchen, er lachend, ich ausgelacht, und — wir finden. Da steht der Karren, dicht am Strande — — Himmel und wie!

„Auf meiner Wäsche liegt ein kalbsgroßer Hund, englischer Race, triefend von Behäng, von den Pfoten; die ganze Karre sah aus wie ein Rinnslein. Ich will wüthend hinein, er fährt wüthender heraus, mir um ein Haar in die Waden. Der Baigneur reißt aus; ich stehe allein an der Treppe, vor Frost und Verdruß an allen Gliedern schlotternd, und die Bestie schüttelt sich behaglich ab und streckt sich, zufrieden, meinen Angriff siegreich zurückgewiesen zu haben, zähneseltschend auf meinem Rock aus. Denke sich eine gefühlvolle Seele meine Situation. Ich erschöpfte alle möglichen Mittel: ich drohe, ich schmeichle, ich locke, ich rufe alle erdenklichen Hunde- und Menschennamen; er rührt sich nicht. So wie ich den Fuß wieder auf die Schwelle setze, richtet er sich auf, mit einer so unzweideutigen Miene, daß ich mich gern zurückziehe. Ich klopfte hinterlistig rückwärts an die Karre, ihn herauszuschrecken, er antwortet mit einem ausdrückvollen Gebell. In den benachbarten Karren wird es lebendig, die Scene erhält Zuschauer, lichernde, flüsternde, lachende. „Mais, Monsieur, chassez-le donc!“ — „Vouz avez beau rire, Monsieur; comment faire?“ — „Da haben Sie meinen Stock,“ ruft mir ein mitleidiger Landsmann zu. Ich brauche ihn aus Leibeskräften; mein Feind springt an mir auf, und ich muß Gott danken, daß ich noch unzerrissen die Thüre zwischen ihm und mir zuwerfen kann, ihn drinnen einsperrend, ihn statt meiner.

„Eine Viertelstunde lang spielte diese schauerliche Episode; ich wollte schon einen verzweifeltsten Entschluß fassen, und schwankte nur noch, ob in das Meer zurück-eilen, um wenigstens Fieberfrost loszuwerden, ob wie Archimedes durch die entsetzte Stadt Ostende rennen, ob endlich Gastfreundschaft suchen in einer der nächsten Karren, wo möglich in Nummer zwanzig, durch deren verhangenes Fenster zwei schöne Augen, halb theilnehmend, halb spottlustig meinen tragischen Monolog belauschten. Endlich kam mein Baigneur zurück; er hatte den Herrn des Hundes im Wasser aufgetrieben, unter hundert Badenden wenigstens. Es war ein Engländer; diese Nation hat sich wider mich verschworen. Er floß über von Entschuldigungen und Seewasser, während ich tobte und schäumte. Das hoffnungsvolle Thier ist, erzählte er, in der Dressur; er nimmt es alle Tage mit in's Wasser und jagt es aus hohem

Meere, wohin es schwimmt, zurück, damit es sich gewöhne, den rechten Karren und seines Gebieters Eigenthum wieder zu finden. Von allen Seiten erschollen Protestationen gegen diese gräßliche Erziehungsmethode, deren Opfer ich geworden. Der Karren wurde aufgemacht und entsetzt. Während ich hineinkroch, zu retten, was noch zu retten war, gerieth der Engländer, der erst seinen Hund ex postero abprügelte, gleichsam um mich zu versöhnen, in wahren Enthusiasmus beim Anblick meiner übel zugerichteten Weinkleider. „A capital dog, Sir,“ schrie er, ihn — wie gänzlich uncynagogisch — zärtlich liebkosend. „He knows the colour of my trowsers. Yours are exactly the Same. That is the reason, you know —“ Ich schickte ihn mit sammt dem Hund zum Teufel und den Baigneur in's Hôtel de Flandre, mir andre Wäsche und Kleidung zu holen.

„Nun sitz' ich daheim und ärgere mich. Wenn ich die schottisch carrirten Inexpressibles betrachte, welche ein so fatales Quiproquo veranlaßten, gerathe ich in einen förmlichen Ingrim. Vor allen Leuten, und in diesem Zustande eine Gynomachie liefern, gar als Besiegter von dannen gehen und nur durch Intervention einer dritten Macht zu einem höchst schimpflichen Frieden gelangen — nein! es ist zu arg! Ostende wird mit Fingern auf mich weisen!“

Und nun nur noch kurz zu der vierten Abtheilung dieses Wanderbuches, den „holländischen Schildereien,“ Herbst 1842. Auch in ihnen ist Wahrheit, Leben, Färbung, Mannigfaltigkeit. Hier und da aber auch manches recht ernste und wohl zu beherzigende Wort und wir heben aus dem, was D. von Seite 298 bis 312 über die bildende Kunst in Deutschland schreibt, nur den Anfang heraus, der sich folgendermaßen vernehmen läßt:

„Lasset mich wenigstens mit der Schwester Malerei ein Wort sprechen in stiller, beschaulicher Dämmerstunde. Ich weiß es, die ihr den Pinsel führet, wie wir die Feder, besser meinetwegen, die ihr auf neuen Lumpen arbeitet, wie wir auf alten, zerstampften und geglätteten, ihr wollt nicht viel von uns wissen, nicht viel hören. Taub gegen unser Urtheil und doch gierig darauf, macht ihr uns das Recht streitig, über die Schöpfungen eurer Kunst zu richten, weil wir nicht Perspective studirt, Anatomie, Farbenlehre. In Paris die großen Herren, die Wappers, die Gallait, die de Keyser, sie stellen nicht mehr aus, um die Kritik in den kleinen Feuilletons stolz überspringen zu dürfen. Und daheim unsere großen Herren, die Cornelius, die

Zeit, sie, denen, beinahe wie in den alten guten Zeiten, Fürsten den entfallenen Pinsel aufheben, Grafen die Farben reiben, ja was haben sie denn mit uns zu schaffen, mit einem unter Druck und Kampf heranwachsenden Geschlecht, mit aufstrebenden Kräften, mit Anfängen und Versuchen? Ihre Namen laufen uns täglich durch die Finger, und mit rührender Dienstfertigkeit rennen wir jeder neugemalten Wand nach, jedem trauernden Juden, jeder thörichten Jungfrau. Wir aber bleiben ihnen, den anerkannten Meistern ihrer Kunst, fern und fremd, wir, nur Schüler in der unfern; an unsern kleinen Leiden und Freuden theilhaftig sich ihre göttliche Ruhe nicht, ihre infallible Exklusivität, ihre großartige Einseitigkeit verkehrt mit den Classikern und mit der Bibel, und es steht ihnen thatsächlich fest, daß Deutschland keine Poesie und keine Literatur mehr hat. Sie brauchen uns, wozu wir eben gut genug sind, zum Heroldsamt in der Journalistik; wir haben die Erlaubniß, ihnen voranzuschreiben: date viam, und zum Danke winken sie uns gnädig mit der Hand, zur Entlassung, wann die Straße offen geworden ist.

„Große, stolze, schöne Schwester, der die öffentliche Meinung überall Thor und Thüren aufschließt, der sie in zahllosen Salons und Vereinen Gelegenheit giebt, sich zu produciren, die Könige an ihren Thron rufen und mit ihren Orden schmücken, bist du denn wirklich um so vieles größer, stolzer, schöner, als die Stiefschwester, oder nur um so weniges glücklicher, wenn das Glück heißen darf —?“

Möchten wir bald wieder den lieben Wanderer begleiten können. — Th. Hell.

**Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts.** Herausgegeben durch Friedrich Hurter. Schaffhausen, in der Hurter'schen Buchhandlung.

Mit Fleiß, Genauigkeit und Wahrheitsseifer abgefaßte Beiträge zur Erweiterung, Ergänzung oder Berichtigung der Historie können, da in dem weitläufigen Felde derselben noch Vieles zu bebauen oder zu verbessern ist, nicht anders als willkommen seyn. — Der bekannte geistreiche Herausgeber verdient daher gewiß auch von allen Geschichtsfreunden großen Dank, daß er uns aus den Sammlungen und Erfahrungen kundiger Zeitgenossen, oder aus eigenen Ansichten, Nachrichten und Denkwürdigkeiten über wichtige Ergebnisse und Zustände des abgewichenen Jahrhunderts giebt, die mit sichtbarem Streben nach Wahrheit ge-

fertiget, mit sichtbarem Fleiße gesammelt und auf eine erläuternde oder belehrende Art und Weise mitgetheilt worden sind.

Die mitgetheilten „Denkwürdigkeiten“ gewähren wahrhaft eine interessante, eine nützliche und selbst unterhaltende Lectüre. — Die drei ersten Aufsätze in denselben, welche aus der Feder eines Mannes geflossen sind, welcher mehreren Fürsten als geschickter Agent und Beamter gedient und mitten in den erzählten Ereignissen gelebt und meist selbst mitgewirkt hat, geben uns neue Aufschlüsse oder neue Bestärkung unserer Ansichten über die Uebergabe von Mainz an Custine; über den vielfach genannten Mainzer Platzingenieur Sickenmayer; über den preussischen Gesandten v. Stein in Mainz, dem und der, ihm von seinen Vorgesetzten soufflirten Politik, namentlich der Verlust von Mainz zugeschrieben, und wobei Sickenmayer gerechtfertiget wird; über den Agenten oder Spion Schleusinger in Mainz; über den Freiheits-Enthusiasten und Revolutionair Schwaben's, Georg List; und über die absurden Plane des Prinzen Condé und seiner Familie, in Schwaben ein constitutionelles Königthum für sich — doch wohl unter einer Art von Oberherrlichkeit des republicanischen Frankreich's — zu stiften, wobei der ehemalige Marquis Poteraß als Agent gebraucht wurde.

Der vierte Aufsatz giebt höchst interessante Nachrichten über den Fall von Malta. Zwar sind dieselben der im Jahre 1799 erschienenen Druckschrift: „*Revolutions de Malte en 1798; etc. par Ms. le Chev. de M\*\*\*.*“ entnommen; allein diese Druckschrift ist äußerst selten geworden, und sie schildert uns recht sicher und anschaulich alle Zustände auf Malta, die den schnellen Fall der Insel in Napoleon Bonaparte's Gewalt herbeiführten, und stellt, was uns gefällt, das Benehmen und Handeln des damaligen Großmeisters, eines Deutschen, dessen Name einen guten Klang hat, in das rechte Licht und rechtfertigt dasselbe.

Der fünfte Aufsatz ist die an Ort und Stelle selbst verfaßte Relation des Vaters des Herausgebers dieser Denkwürdigkeiten, über die Gesandtschaft an den Erzherzog Carl von Oesterreich, bei dessen Einrücken in die Schweiz im Feldzuge von 1799. Dieser Bericht des Herrn David Hurter über diese Sendung, deren Mitglied er war, ist sehr interessant. Er zeigt, wie richtige Ansichten über eine staatsrechtliche Begründung der schweizerischen Cantone damals noch vorhanden wa-

ren, und ohne die beklagenswerthe Wendung der russischen Kriegs-Operationen in der Schweiz, die freilich auch aus der neuen Politik England's und Oesterreich's entsprungen ist, eine solche ohne Zweifel befriedigend zu Stande gekommen wäre; und zeigt, daß weder der österreichische Feldherr, noch das österreichische Cabinet sich in die innern Angelegenheiten der Schweiz auch nur die mindeste Einmischung erlaubten.

Die Uebergabe von Hohentwiel im Jahre 1800 ist der Inhalt des sechsten Aufsatzes. Der Verfasser dieses Aufsatzes war der Beamte des am Fuße des Berges liegenden Dorfes Siegen, der zu dieser actenmäßigen Relation den Pfarrer und Schreiber, sämmtlich Augen- und Ohren-Beugen der ganzen Uebergab-Verhandlung hinzuzog. Diese Relation giebt einige neue Details.

Der siebente Aufsatz beschreibt die Gefängnisse zu Venedig im Jahre 1800. Derselbe floß aus der Feder eines österreichischen Beamten, der bei Uebernahme Venedig's durch die österreichische Regierung sich zum besondern Geschäfte machte, diese Gefängnisse, ihren Zweck u. s. w. genau zu durchforschen. Der Verfasser sucht hierbei darzuthun, daß der Ruf dieser Gefängnisse fürchterlicher gewesen sey, als die Wahrheit herausstelle.

Der achte und letzte Aufsatz: „*Zur Geschichte der Illuminaten*“ betitelt, liefert ebenfalls viel Interessantes über diesen Orden, dessen Stifter Weishaupt und viele Mitglieder, die alle namentlich aufgeführt werden. —

Diese „Denkwürdigkeiten“, womit uns Herr Friedrich Hurter beschenkt hat, verdienen den Beifall aller Gebildeten, und nur durch einen unangenehmen Zufall wurden wir aufgehalten, sie nicht schon früher dem literarischen Publicum bestens zu empfehlen. —

Wir holen es hiermit nach, indem wir zugleich auf die conservativen Grundsätze hinweisen, in welchen sich der Herausgeber auch in diesem Werke ausgesprochen hat.

Schließlich bitten wir den Herausgeber, recht bald dieser ersten eine zweite Sammlung ähnlicher Denkwürdigkeiten folgen zu lassen.

Äußere Ausstattung und Preis des werthvollen Buches ist anständig.

F. J. A. Schneidawind.